

Ich schaffe das schon!

Lieber Kurt Jacobs, wir sitzen heute zum Zeitzeugeninterview für bifos und du möchtest als Zeitzeuge sprechen über dein Studium, deine Laufbahn als Hochschullehrer, in welcher Form du die Selbstbestimmt Leben Bewegung mit gestaltet und andere Menschen beeinflusst hast. Kannst du am Anfang nochmal zu dir selbst etwas sagen, wo bist du geboren, wie bist du aufgewachsen, wie war deine Kindheit?

Biografisches

Mein vollständiger Name ist Kurt Herrmann Jacobs. Ich bin geboren am 03.07. 1937, also an einem ganz leicht zu merkenden Datum. Ich wurde zwei Jahre vor Ausbruch des 2. Weltkrieges geboren. Ich kann mich damit zu Recht als Kriegskind bezeichnen. Ich bin in Gelsenkirchen, also mitten im Ruhrgebiet geboren. Habe dort in Gelsenkirchen die ersten drei Jahre gelebt und meine Eltern haben sich dann in Essen ein Reihenhaus gekauft und wir sind dann aus der Etagenwohnung in Gelsenkirchen umgezogen in das Haus nach Essen. Der Umzug, ich meine das müsste so Anfang 1940 gewesen sein, da war gerade der 2. Weltkrieg ausgebrochen. Das sind auch so meine ersten Kindheitserinnerungen. Also ich kann mich noch an einen großen Möbelwagen erinnern und an starke Männer, die dann die Möbel aus den Haus trugen und in den Umzugswagen einladen. Und aufgewachsen, wie gesagt, bin ich dann in Essen. Ich hatte auch eine sieben Jahre ältere Schwester.

Meine Behinderung

Und was ganz besonders war bei mir, dass ich mit einer hochgradigen Sehbehinderung geboren wurde. Es handelt sich dabei um die sogenannte Aniridie, dass angeborene Fehlen der Iris auf beiden Augen. Eine Beeinträchtigung bzw. eine Augenfehlbildung die nur sehr sehr selten vorkommt. Ich habe mal gelesen, dass es das nur insgesamt 20.000 mal auf der Erde gibt. Also so eine kleine Zahl, die man bei sieben Milliarden Menschen auch kaum statistisch erfassen kann. Mein Auge ist so gebaut wie eine Kamera bei der die Blende immer auf ist. Mein Auge konnte sich nicht an die unterschiedlichen Lichtverhältnisse anpassen und die sogenannte Aniridie führt gleichzeitig auch in der weiteren Entwicklung zu einer Unterentwicklung der Netzhaut. So habe ich neben der eigentlichen starken Blendwirkung meiner Augen auch nie mehr als 10% Sehvermögen gehabt. Auffällig wurde diese Aniridie dadurch, dass meine Augen keine Iris hatten, keine Augenfarbe hatten, d. h. meine Augen waren eigentlich schwarz. So konnten auch die Augenärzte im Grunde genommen später mit einer Spaltlampe viel besser den Augenhintergrund ableuchten als bei einem normal gebauten Auge, weil eben die Iris fehlte. Genau diese Auffälligkeit, keine richtige Augenfarbe zu haben, hat meine Eltern dazu gebracht, anzunehmen irgendwas stimmt mit seinen Augen nicht und dass dann glaube ich, da kann ich mich im Einzelnen nicht mehr erinnern, hat ein ziemlicher

augenärztlicher Tourismus stattgefunden. Auf jeden Fall konnten die Augenärzte nicht sagen, ob ich überhaupt sehen konnte oder nicht. Und dass ich sehen konnte, hat nach einigen Monaten mein Vater heraus bekommen, weil er als ich als kleines Baby im Wohnzimmer auf der Couch lag, einen Taschenspiegel genommen hatte und mit ihm die Sonnenstrahlen einfiel. Er hat den Sonnenfleck an der Wand gegenüber der Couch, wo ich lag, mit dem Spiegel wandern lassen und diesen Sonnenfleck habe ich nachgeschaut und so war für meine Eltern klar, ich konnte sehen. Aber wie viel ich sehen konnte war zu diesem Zeitpunkt nicht klar. Das wurde erst später von seitens des Augenarztes festgelegt. Meine Eltern waren eigentlich mit diesem Phänomen meiner Sehbehinderung zu nächst mal überfordert, was sich daran zeigte, dass mit mir nicht über meine Sehbehinderung gesprochen wurde. Meine Mutter war übervorsichtig und hatte immer Angst dass mir etwas passieren würde. Mein Vater war gottlob genau das Gegenteil. Er hat immer den entsprechenden Wagemut gehabt mich alles ausprobieren zu lassen. Ich durfte auch im eigenen Garten auf den Kirschbaum klettern, wobei meine Mutter dabei fast immer einen Ohnmachtsanfall bekommen hat. Ich habe mich dann mehr an meinem Vater orientiert und wir haben sozusagen die Verbote meiner Mutter, so gut es ging als Kind, auch unterlaufen und so habe ich mir die Welt schrittweise erobert.

Meine Zuversicht, meine Motivation

Mit der Zuversicht und dem Mut auch selbständig etwas auszuprobieren und die Welt zu begreifen, hat mein Vater mich ausgestattet. Diese Haltung hat eigentlich mein ganzes späteres Leben bestimmt, um Neugier und Motivation zu entwickeln. Ich glaube, dass meine Sehbehinderung gerade ausschlaggebend war, um mich in besonderer Weise stark zu motivieren, die Welt schrittweise selbständig zu erobern und die Welt zu begreifen als das bei einem Kind ohne Sehbehinderung gewesen wäre. Ich habe mir auf Grund meiner Seheinschränkung doch viele Dinge mühsam und schrittweise erarbeiten müssen und habe daher auch als Kind schon früh gelernt für mich selbst zu sorgen und mein Leben und meine Lebensverläufe je nach Entwicklung auch möglichst selbstständig zu managen, was mir dann für mein späteres Leben sehr gut geholfen hat. Ich glaube meine Eltern haben meine Sehbehinderung nie ganz verkraftet und haben immer versucht das Problem zu verdrängen oder zu mindestens sehr klein zu halten. Und ich erinnere mich zum Beispiel, dass ich mit meinem Vater unterwegs war, da war ich vielleicht fünf Jahre alt, und da sagte mein Vater zu mir: "Schau mal Kurti das Haus da oben auf dem Berg, das siehst du doch?". Ich wusste mit fünf Jahren nicht was eine Suggestivfrage war, aber ich hatte aus der Frage meines Vaters heraus gehört, dass ich mit ja antworten sollte, um ihn zufrieden zu stellen. Ich habe dann als fünfjähriger Bub ja geantwortet, obwohl ich das Haus oben auf dem Berg gar nicht gesehen hatte.

Mein Bildungsweg – „Du schaffst das schon“

In der Zeit hattest du schon eine Strategie, wie du mit deiner Sehbehinderung umgehst. Wie hast du deine Jugendzeit, deine Schulzeit bis zum Abitur realisiert?

Da möchte ich nochmal kurz einschneiden. Ganz entscheidend war der Zeitpunkt meiner Einschulung. Ich bin direkt nach Ende des 2. Weltkrieges, also im Mai war der 2. Weltkrieg durch die Kapitulation Deutschlands zu Ende und im August 1945 bin ich eingeschult worden, also praktisch mit zwei Jahren Verzögerung, mit acht Jahren, weil eben während der Kriegszeit keine Einschulungen stattfanden. Die Lehrer waren alle im Krieg oder schon gefallen. Und so bin ich erst mit acht Jahren eingeschult worden und wir kamen damals direkt ins sogenannte 2. Schuljahr, weil man im Grunde genommen von den zwei Jahren Verzögerung mindestens von Seiten der Schulbehörde mindestens ein Jahr einsparen wollte. Es gab damals schon in meiner Heimatstadt Essen eine sehbehinderten Schule, aber das war wieder typisch für meinen Vater und seine Erziehung, mein Vater hat gesagt: „Nee, nee du gehst auf eine ganz normale (damals hieß es noch Volksschule, was heute Grundschule heißt) Volksschule, du schaffst das schon“. Und dieser Satz „Du schaffst das schon“ war immer der Ausdruck der Zuversicht und des Lebensoptimismus meines Vaters und das hat sich irgendwie auf mich in früher Kindheit übertragen, so dass also der Satz „Du schaffst das schon“ dann schließlich zum Satz „Ich schaffe das schon“ wurde und er hat sicherlich dazu geführt, dass ich mit diesem Satz auch in den einzelnen Lebensabschnitten immer die gewünschten Erfolge erzielt hatte.

Mein Freund Dieter

Also ich wurde dann in die 2. Klasse der Volksschule eingeschult und hatte einen Sitznachbarn, das waren damals noch so alte Bänke mit alten Klappsitzen. Ich hatte einen Sitznachbarn, der hieß Dieter und der hat mich dann immer in den Pausen von der Tafel und später dann von seinem Heft abschreiben lassen, was ich im Unterricht an der Tafel nicht lesen konnte. Und das hat dazu geführt, dass ich in meiner ganzen Schulzeit, auch später im Gymnasium, immer die Pausen nutzte, um die Tafelinhalte aus dem Heft meines Sitznachbarn abzuschreiben, weil ich den im Unterricht an der Tafel nicht mit verfolgen konnte.

Wenn ich auf meine gesamte Schulzeit zurückblicke, kann ich also mit Fug und Recht sagen, ich habe eigentlich nie Pausen gehabt. Während die anderen Pausen hatten und auf dem Schulhof waren, habe ich dann in den Pausen nacharbeiten müssen. Aber ich denke, dass diese Hilfsbereitschaft meines Sitznachbarn Dieter ganz entscheidend war für den Anfang und den weiteren Erfolg. Damals gab es den Begriff integrative Beschulung noch nicht, aber so wie ich diesen heute verwende, war es schon eine Hilfestellung zur integrativen Beschulung und dafür bin ich meinen Sitznachbarn und meinen späteren Freund Dieter sehr dankbar. Diese anfängliche gemeinsame Schulzeit, mit seiner Hilfestellung, hat grundlegende Früchte getragen, dass wir jetzt im August 2015 unsere 70jährige Freundschaft feiern. Ich denke, dass so eine Lebensfreundschaft von siebzig Jahren, so oft nicht vorkommt. Wir finden es beide ganz toll, dass wir jetzt beide siebzig Jahre Freundschaft feiern können.

Im Gymnasium

Der Übergang zum Gymnasium war praktisch durch ein gewisses Management mit meiner Behinderung geprägt, welches ich mir in den ersten Schuljahren auf der Volksschule zugelegt hatte. Ich hatte immer versucht mir die entsprechende Unterstützung und Hilfe zu beschaffen. Ich muss sagen, was meine Schulzeit anging, hatte ich sehr hilfsbereite Lehrer, denn in der damaligen Zeit gab es nicht irgendwelche Hilfsmittel für blinde- oder sehbehinderte Schüler. Da gab es gar nichts. Da gab es keine Computer, nach dem Krieg gab es auch keine Lupen oder sonstige Vergrößerungsmedien. Es gab das alles nicht, man musste so zurechtkommen. So hat zum Beispiel mein Lateinlehrer bei Klassenarbeiten, wo wir irgendwelche Texte aus dem Buch von Cäsar übersetzen mussten, den Text mit Schreibmaschine geschrieben, aber er hat mir nicht das Original gegeben, sondern damals wurden Durchschläge noch mit Blaupapier hergestellt. Ich bekam dann den Durchschlag von ihm, weil dieser Durchschlag wieder stärker ausgedruckt war und ich durch die bessere Kontrastbildung die schwarzen Buchstaben auf dem weißen Papier besser lesen konnte als das Original aus der Schreibmaschine. Und solche Dinge, auch wenn es nur kleine Hilfestellungen waren, haben mir sehr geholfen und haben mich dann die ganze Schulzeit gut durchstehen lassen, obwohl es dabei auch ziemlich starke Belastungen gab. Mit zehn Jahren, als ich noch auf der Volksschule war, wurde bei mir nach einem schwerem Glaukomanfall der Grüne Star auf beiden Augen festgestellt und die Augenärzte gingen davon aus, dass der Grüne Star mit der Aniridie angeboren war, aber der war in früher Kindheit nicht entdeckt worden. Zu dem Zeitpunkt, das war 1947, da war ich zehn Jahre alt und da hatte der Grüne Star schon zehn Jahre meines Lebens gewütet, so dass die Netzhaut sehr stark geschädigt war und mein Sehvermögen sich dadurch schleichend verschlechterte und das hieß, die ganz normalen Hausaufgaben und Anforderungen in der Schule in Klassenarbeiten, Texte zu lesen wurden für mich noch schwieriger und zeitaufwendiger. Mit erheblich mehr Zeitaufwand und wirklich einen ungebrochenen Leistungswillen nach dem Motto "Ich schaffe das schon". Ich habe dann mein Abitur 1959 gemacht und das erzähle ich immer voller Stolz, nicht weil ich damit angeben will, trotz meines schlechter werdenden Sehvermögens habe ich in meinen Jahrgang als Viertbester das Abitur absolviert.

Schnörkelschrift verhindert mein Jurastudium

Ich bin dann 1959 zum Studium nach Köln gegangen und mein Wunsch war es immer Jura zu studieren, um später Jugendrichter zu werden. Ich wollte immer etwas mit Jugendlichen machen. Ich hatte auch ein Vorbild in meiner Schwester, die ebenfalls Juristin war. Sie war sieben Jahre älter als ich mit dem Studium längst fertig und Strafverteidigerin. Ich wollte Jugendrichter werden. Es gab damals nur eine einzige Ausgabe der deutschen Gesetzessammlung, die ganz wichtig war für Studierende, die Rechtswissenschaften studieren, so was brauchte man in jedem Seminar, in jeder

Vorlesung. Und diese Gesetzessammlung war geschrieben in der sogenannten Antiqua-Schrift, das ist diese Schnörkelschrift, wie man die heute noch kennt von den Überschriften von der Frankfurter Allgemeinen Zeitung und diese Schnörkelschrift, weil die auch noch auf ganz dünnen seidigen Papier gedruckt war und nur sehr wenig kontrastreich war. Diese Schnörkelschrift konnte ich mit meiner Sehbehinderung nicht lesen. Und das war der einzige Grund warum ich damals nach drei Semestern mein Jurastudium abbrechen musste, es ging einfach nicht mehr. Eigentlich, wenn man sich das heute vorstellt, eigentlich ein lächerlicher Grund, wo heute die Schaffung von Barrierefreiheit durch Lehr- und Lernmittel eigentlich selbstverständlich ist. Das gab es damals noch nicht. Und so habe ich mein Studium abgebrochen.

Wirtschafts- und Berufspädagogik

Und habe dann Wirtschafts- und Berufspädagogik studiert, um Berufsschullehrer zu werden. Und dieses Studium habe ich dann ebenfalls mit sehr viel Freude durchgezogen. Die technische Entwicklung war schon weiter voran geschritten, d. h. ich hatte dann schon in meinem Studium immerhin ein kleines portables Tonbandgerät mit Akku, was ich mit in die Uni nehmen konnte und wo ich die Vorlesungen und Seminare mit schneiden konnte um sie Zuhause nach zu bearbeiten. Aber was so Tafelanschriften anging oder Texte auf Overhead Folie, die musste ich mir immer durch ein entsprechendes schnelles Management in Kontakt mit anderen Studierenden dann auch besorgen. Eine sehr zeitaufwendige Sache, die manchmal auch mit sehr viel Stress verbunden war. Aber ich habe es zumindest geschafft, dass ich 1966 meine erste Staatsprüfung gemacht habe und bin dann als Berufsschullehrer ins Referendariat gegangen, von 1966 bis 1968, allerdings nicht in meiner Heimatstadt Essen, auch nicht in Köln wo ich studiert habe, sondern ich bin dann nach Marburg gegangen und ich wollte gerne an einer Spezialschule und parallel dazu an einer Regelberufsschule mein Referendariat machen, mit jeweils der Hälfte meiner Stunden. Ich war an der Kirchhainer Berufsschule, Kirchhain liegt 16 km Richtung Kassel von Marburg weg und da war ich an einer großen Regel-Berufsschule und gleichzeitig parallel dazu an der Kaufmännischen Berufsfachschule der Carl - Strehl - Schule an der Deutschen Blindenstudienanstalt, die sogenannte Handelsschule für Blinde und Sehbehinderte. So das ich immer zwischen Marburg und Kirchhain hin und her pendelte

Referendariat und Promotion

Mein Professor für Wirtschaftspädagogik war sehr daran interessiert, dass ich über die berufliche Rehabilitation Blinder wissenschaftlich doch etwa produzieren sollte, er bot mir zu dem Thema eine Doktorarbeit an, was ich ursprünglich gar nicht vorhatte. Dann habe ich mir das Angebot kurz überlegt und habe es gemacht. Ich habe es dann auch geschafft in den zwei Jahren meiner Referendarzeit, auch in der Zeit meine Doktorarbeit zu schreiben und entsprechend abzuschließen. Was dazu geführt hat, dass ich mein nächtliches Schlafbedürfnis für mich reduzieren musste. Denn die Unterrichtsvorbereitung die für mich durch meine Sehbehinderung mit Mehraufwand verbunden war und dann noch an der Dissertation schreiben und die entsprechende Literatur zu lesen, war natürlich sehr zeitaufwendig, so dass es wirklich zwei Jahre

waren mit relativ wenig Schlaf. Aber nach dem Motto "Ich schaffe das schon" habe ich es auch geschafft und war dann praktisch im Sommer 1968 mit dem was man Studium oder Ausbildung nennt, mit allem fertig und konnte dann an beiden Schulen bleiben.

Die Erblindung

Ein großer Einschnitt kam dann im Oktober desselben Jahres, nämlich genau am 27. Oktober 1968 an einem Sonntagabend, als ich dann für den nächsten Tag eine Buchführungsarbeit vorbereiten wollte, die ich in der Schule mit meiner damaligen Klasse schreiben lassen wollte und während der Vorbereitung merkte ich plötzlich das sich mein Sehvermögen stark verschlechterte, meine Lampe am Schreibtisch, das Licht verfärbte sich allmählich in ein helles Blau was immer tiefblauer wurde und da war mir klar, dass war eine Netzhautablösung. Und die war beidseitig und führte dazu, dass ich sofort ins Krankenhaus mit dem Krankenwagen fuhr, nach Marburg. Sie sahen sich mit den Symptomen überfordert und schickten mich weiter in die Klinik nach Essen, was für mich sehr angenehm war, weil es meine Heimatstadt war. Da war der Professor Dr. **Meyer-Schwickerath**, Entdecker der Lasertechnik und Nobelpreisträger, der mich dann auch noch operiert hat und ich konnte dann wieder sehen, aber etwas schlechter. Aber 14 Tage später kamen dann starke Bluteinbrüche, das war eine Ablösung der Aderhaut die hinter der Netzhaut liegt und damit waren alle weiteren Versuche der Ärzte auch versperrt noch irgendwas zu machen, dass war dann eine endgültige vollständige Erblindung auf beiden Augen durch diese starken Bluteinbrüche. Das war natürlich für mich eine ganz schwere Zäsur, weil ich jetzt nicht mehr wusste, wie es weitergehen würde. Ich war gerade mit allen fertig, war als sogenannter Studienassessor als Beamter auf Probe eingestellt, war damals mit meiner ersten Frau verheiratet, hatte einen achtjährigen und einen einjährigen Sohn. Und auf diesem Hintergrund kann man sich vorstellen, dass sich bei mir erhebliche Existenzängste eingestellt haben. Da ich im Grunde genommen immer meine Behinderung selbst gemanagt hatte und ich auf eine beachtliche Erfolgsleiter zurück schauen konnte, war das für mich eigentlich selbstverständlich mein Schicksal jetzt selbst in die Hand zu nehmen um jetzt auch irgendwie meinen weiteren Lebensweg zu bestreiten.

Heimlicher Blinder

Ich wurde dann eine Woche vor Weihnachten aus dem Krankenhaus entlassen, mit den besten Wünschen meiner Operateure und meiner Augenärzte und kam dann nach Hause. Ich wohnte von der Berufsschule in Kirchhain ungefähr 200 m weit weg und ich hatte einen Schlüssel zur Schule. Damals wurde auch schon in den Weihnachtsferien aus Gründen der Energieersparnis die Heizung abgestellt. Ich bin dann in den

Weihnachtsferien jeden Tag 3-4 Stunden in die kalte Schule und habe die Wege trainiert, vom Lehrerzimmer aus in die einzelnen Klassenräume in die ich musste. Ich habe mir dort die Tischformation gemerkt, habe Tafelanschriften geübt in Druckschrift und dieses weihnachtliche Ferientraining hat mich dann immerhin so weit gebracht, als der Unterricht nach den Weihnachtsferien wieder anfing. dass einige Kollegen zu mir kamen und sagten: "Also Herr Kollege Jacobs ihre Operation ist ja hervorragend gelungen, so sicher wie sie jetzt durch die Schule laufen, das haben sie früher vor ihrer Operation nicht gemacht". Da habe ich nur gedacht, Junge Junge, wenn ihr wüsstet. Das wusste keiner, dass ich Vollblind war. Das hat dann schließlich dazu geführt, dass ich mit einer gewissen Unterstützung der Schule rechnen konnte und ich eine Assistenz hatte, die hatte ich vorher schon, d. h. wenn ich Klassenarbeiten schreiben lies, hatte ich immer irgendwie einen Referendar oder eine Referendarin mit als Aufsichtsperson, damit die nicht entsprechend pfuschen konnten während der Klassenarbeit. Aber immerhin habe ich dann zwei Jahre lang bis zum Jahre 1970 als heimlicher Blinder an der Schule weiter unterrichtet und niemand hat es gemerkt. Aber das Damoklesschwert schwebte natürlich ständig über mir, denn ich musste vor einer Verbeamtung auf Lebenszeit mit einem amtsärztlichen Termin rechnen und der hätte mich dann wahrscheinlich so gründlich untersucht, der Amtsarzt, dass ich meine Blindheit da nicht mehr hätte verheimlichen können. Und ob ich dann im Schuldienst hätte bleiben können oder nicht, dass wusste ich natürlich nicht. So das meine Existenzängste nicht ganz beseitigt waren.

Blinder Wissenschaftler

Aber das Schicksal hatte etwas anderes mit mir vor und meine Dissertation war in Fachkreisen bekannt geworden und so erhielt ich eine Einladung von der Universität Dortmund, damals vom Institut für Blinden- und Sehbehindertenpädagogik von Professor Boldt. Dass ich über das Thema meiner Arbeit mal einen Vortrag halten sollte, im Rahmen eines Seminars, was ich dann auch getan habe und zwei Wochen später erhielt ich dann ein Angebot vom Institut für Blinden- und Sehbehindertenpädagogik in Dortmund. Eine Stelle als akademischer Rat, also im Rahmen des akademischen Mittelbaus zu übernehmen. Es war für mich nicht leicht eine Entscheidung zu fällen. Ich war eigentlich mit sehr viel Herzblut Berufsschullehrer und habe das auch sehr gerne gemacht, aber letztendlich hat die Vernunft gesiegt. Meine Erblindung war bei dieser neuen Stelle als akademischer Rat kein Problem und ich habe mich dann entschieden und bin dann nach Dortmund gegangen, wo ich vier Jahre gearbeitet habe. Mein Übergang nach Dortmund war genau zu dem Zeitpunkt als in ganz Deutschland die Studiengänge für Sonderpädagogik auf die grundständigen Studien umgestellt wurden. Bis dahin konnte man Sonderpädagogik nur als ein Aufbaustudium studieren, d. h. man musste vorher Grundschulpädagogik studiert haben, einige Jahre Praxis haben und dann nochmal ein Aufbaustudium von vier Semestern machen in Sonderpädagogik und jetzt begann eine neue Zeit mit grundständigen Studiengängen, wo man also vom Abitur aus direkt acht Semester Sonderpädagogik in den einzelnen Fachrichtungen studieren konnte und diese neuen Studiengänge habe ich dann im Job und für alle Fachrichtungen mit aufgebaut. Aber so gerne ich dort gearbeitet habe in Dortmund und die Arbeit hat mir viel Freude gemacht, auch mit den Studierenden, habe ich dann doch gemerkt, dass

eigentlich die Stelle eines akademischen Rates bzw. nach Beförderung zum Oberrat doch immerhin eine Tätigkeit war, die die Tätigkeit eines Weisungsempfängers war. Ich bekam immer von meinem Chef die Sachen auf den Schreibtisch gelegt, zu dem er keine Lust hatte, das musste ich dann machen. Und das hat bei mir allmählich den Wunsch aufsteigen lassen, wenn schon hier im Berufsschuldienst dann auch als Professor und nicht nur als akademischer Rat.

Die Professur

Und dann hat die Universität Dortmund im Jahr 1974 eine Professur ausgeschrieben für berufliche Rehabilitation, praktisch genau für meinen Bereich und zufälliger Weise hat die Universität Frankfurt eine solche gleiche Professur im selben Zeitpunkt auch ausgeschrieben. Ich habe mich dann in Dortmund beworben, war dann dort auch auf den ersten Listenplatz gekommen, aber die Professur, also die Berufung auf die Professur fand nicht statt, weil der damalige Ministerpräsident Rau und später Bundespräsident sich gegen Hausberufung gewandt hat. Er wollte keine Professoren sozusagen aus dem eigenen Haus haben und dann habe ich gesagt, gut dann geht es eben nicht. Ich habe mich dann in Frankfurt beworben und nach dem Motto "Ich schaffe das schon" habe ich mich im Rahmen eines großen Bewerbungsverfahrens gegen 29 Mitbewerber durchsetzen können und hatte dann ab 1. Oktober 1975 die Professur für berufliche Rehabilitation und Integration, damals hieß es noch Behinderter, und diese Professur habe ich dann bis 2002, bis zur meiner Pensionierung gehabt. Die Arbeit hat mir immer so viel Spaß gemacht, dass ich auch meinen sogenannten Schwerbehindertenrabatt, fünf Jahre eher in Pension zu gehen, nicht in Anspruch genommen habe sondern bis zum 65. Lebensjahr die Professur ausgeübt habe.

Behindertenbewegung

Wer und was hat dich angeregt Selbstbestimmung zu deinem Thema zu machen?

Volkshochschulkurse mit Ernst Klee

Eines der herausragenden Ereignisse auf dem Gebiet und wie gesagt das habe ich als Teilnehmer in den Volkshochschulkursen mit Ernst Klee hautnah mitbekommen, dass zum Beispiel zum Thema Barrierefreiheit damals kritisiert wurde. Wenn man an die alten Straßenbahnwagen denkt, da kam man nur rein wenn man drei Stufen hochstieg und dann befand sich in der Mitte noch eine metallische Haltestange, wobei die Einstiege so schmal waren, dass durch die Zwischenstange und die Stufen kein Rollstuhlfahrer eine Chance hatte mit einer Straßenbahn fahren zu können. Und um dagegen zu protestieren, hat sich Gusti Steiner mit seinem Rollstuhl in Frankfurt am Platz der Republik, also eine Kreuzung, von der aus in alle Richtungen Straßenbahnen

fahren, hat er sich nachmittags um 17.00 Uhr mit seinem Rollstuhl mitten auf die Schienen am Platz der Republik gestellt, was natürlich innerhalb von Minuten zu einem wahnsinnigen Verkehrsstau geführt hatte. Ja, da war die staatliche Macht relativ ratlos, denn man konnte ja nicht so einen armen Rollstuhlfahrer mit einem Polizeiknüppel von der Kreuzung verscheuchen. Das waren die ersten Schritte wo wirklich die Gesellschaft langsam wach wurde und bemerkte, da tut sich was. Hier sind Menschen die fordern jetzt Selbstbestimmung und fordern den Stopp der Entmündigung und der Fürsorge, weil sie jetzt ein selbstbestimmtes Leben führen wollen. Und aus diesen Impulsen von Ernst Klee, in diesen, obwohl es dieses Wort damals noch nicht gab, inklusiven Volkshochschulkursen, wurde Selbstbestimmung gelebt.

Impulse für die Universität

Diese Impulse habe ich dann als junger Professor mit hinüber genommen in die Uni, mit in meine Seminare und habe dann zum Beispiel, was ja heute von vielen Einrichtungen als Beitrag zur Inklusion gemacht wird, ich habe das bereits 1975/76 gemacht, dass ich mit meinen Studierenden Seminare durchgeführt habe, wo ich dann auch Menschen mit Behinderungen aus verschiedenen Einrichtungen eingeladen habe, also die keine Studenten waren. Ich habe damals schon mit meinen Studierenden und den teilnehmenden Menschen mit Behinderung als Experten in eigener Sache, haben wir schon Rollstuhltraining gemacht, damit auch Studierende der Sonderpädagogik nicht nur reine Theorie lernen, sondern auch wissen, wie man mit einem Rollstuhl umgeht. Es hat dann auch Studierende gegeben, die zum Beispiel in der Richtung ihre Examensarbeit geschrieben haben. Ich habe eine Studentin gehabt, die eine Woche lang im Rollstuhl verbracht hat, also einschließlich des Weges von ihrem Zimmer im Studentenwohnheim bis in die Uni, in die einzelnen Vorlesungen und in die Mensa, jeden Tag mit Rollstuhl und sie hat alle Barrieren erlebt. Sie musste sich Hilfestellungen holen, um in die Räume herein zu kommen und hat darüber ihre Examensarbeit geschrieben, so dass das im Grunde genommen schon zu diesem Zeitpunkt Maßnahmen waren, die heute in der UN-Behindertenrechtskonvention gefordert werden. Menschen mit Behinderungen sollten als Experten in eigener Sache dann für Lehrer, Erzieher oder Sozialpädagogen Hilfestellung geben, um eine Grundlage für ein angemessenes Verhalten im Umgang mit Menschen mit Behinderung zu entwickeln. Ich habe immer starken Wert darauf gelegt als Hochschullehrer, nicht nur im Elfenbeinturm zu sitzen und bestimmte sonderpädagogische Theorien zu vertreten, sondern ich denke, dass das auch was mit meinem Bewusstsein, meinem ursprünglichen Herzen als Berufsschullehrer zu tun hat, immer die Theorie mit der Praxis zu verbinden um gleichzeitig zu sehen, hier muss ich nicht nur theoretisch was lernen, sondern hier sollen sich Studierende in Praxisobjekten erproben, in denen es zum alltäglichen Umgang mit Menschen mit Behinderung kommt.

Projekte

Und daraus sind in den ganzen 27 Jahren viele Projekte entstanden, die ich gemacht habe. Ich habe ein sehr langfristiges Projekt mit einer Studentengruppe gemacht, die sich mit dem Lebensalltag von autistischen Kindern, Jugendlichen und Erwachsenen beschäftigt hat. Es wurden auch Freizeiten gemeinsam mit den Eltern und mit den Familien autistischer Kinder gemacht. Während einer Freizeit lebte und arbeitete eine Studiengruppe vier Wochen in Südfrankreich mit autistischen Menschen in einer speziellen Einrichtung. Ich war andererseits neugierig Möglichkeiten für Strafgefangene zu entwickeln. Wie sie nach Verbüßung ihrer Strafe im Rahmen einer Resozialisierung in das normale bürgerliche Leben zurückgeführt werden konnten. Vier Jahre lang habe ich mich gemeinsam mit einer Studierendengruppe immer freitagsabends für vier Stunden in die Justizvollzugsanstalt in Preungesheim getroffen, um mit Strafgefangenen die langjährige Strafen, die oft Wiederholungstäter waren zu treffen. Wir haben sie sozusagen mit bestimmten Programmen auf den Freigängerstatus mit Wochenendprogrammen, auf das Leben in der Freiheit, vorbereitet. Zum Abschluss dieses Projektes habe ich selbst einen Strafgefangenen, der insgesamt schon 36 Jahre seines Lebens wegen fortgesetzten Diebstahls sowie Sexualdelikten in Haft gesessen hatte, dem habe ich dann ein Jahr lang hier mit nach Hause nach Langenheim geholt, habe ihn soweit gefördert, das er noch seinen Hauptschulabschluss nachmachen konnte und dann immerhin ein Stelle als Lagerist bekommen hat. Also wie gesagt, die Theorie lag mir natürlich sehr am Herzen, aber mich hat immer neugierig gemacht und fasziniert, wie ich als Hochschullehrer, als Vermittler bestimmter Theorien, zeigen kann wie man diese auch in der Praxis umsetzen und anwenden kann.

Psychiatriereform

Das gleiche habe ich mit einer Studentengruppe in einem Projekt mit psychisch Behinderten und geistig behinderten Erwachsenen gemacht, die gemeinsam seit Jahrzehnten als Insassen in den hessischen sogenannten Landeskrankenhäusern oder psychiatrischen Kliniken untergebracht waren. Es ging um die Vorbereitung der Ausgliederung aus der Psychiatrie. Nach der Psychiatriereform 1975 entstanden erste Diskussionen, dass diese Psychiatrien als jahrzehntelange Unterbringungsorte für psychisch und geistig Behinderte aufgelöst werden sollten. Erste Ideen sogenannten heilpädagogischen Einrichtungen und Initiativen zu schaffen, gab es damals auch schon in Hessen. Im neuen System sollten, diese Menschen nicht unter dem rein medizinischen Menschenbild, einer trostlosen Verwahrung unterzogen werden, sondern in einer neuen Art von Einrichtung, heilpädagogischen Einrichtung unter pädagogischer Leitung, eben unter einem anderen Menschenbild ein positiveres., Jenes sollte an die Förderung und Bildung dieser Menschen glauben und sie in neue Lebenszusammenhänge bringen, um sie heilpädagogischen Einrichtungen zugufördern, wie es in der Psychiatrie nicht möglich war, auf Grund des medizinischen defizitären Menschenbildes. Das haben wir insgesamt fünf Jahre gemacht und diese Arbeiten haben dazu geführt, dass in der zweiten Hälfte der 1980er Jahre ein System von fünf

heilpädagogischen Einrichtungen hier in Hessen entstand, gerade wie gesagt mit der Maßgabe, unter einen anderen positiveren Menschenbild und heilpädagogischer Leitung. Und heute im Sinne der UN-Behindertenrechtskonvention haben wir auch wieder eine weitere Entwicklung, das diese Einrichtungen jetzt schrittweise dezentralisiert werden und man sich bemüht, diese Menschen mit Behinderung jetzt dezentralisiert in kleineren Wohneinheiten innerhalb einer Kommune unterzubringen.

Alternativen zu Werkstätten

Als letztes habe ich von 1993 bis 1998, fünf Jahre, ein großes Projekt geleitet und entwickelt, was meiner ursprünglichen Profession als Berufsschullehrer und Berufspädagoge sehr nahe kam. Nämlich einen doch weit angelegten Versuch Beschäftigte mit geistiger Behinderung aus Werkstätten für behinderte Menschen auszugliedern und auf dem allgemeinen Arbeitsmarkt unterzubringen. Wir haben dabei ein flächendeckendes System für die Werkstätten in Hessen entwickelt, haben vor allen Dingen für die dortigen Gruppenleiter und sonstigen Mitarbeiter in den Werkstätten einen Fortbildungsbereich entwickelt, welcher sich vor allen Dingen auf die Didaktik und Methodik in der beruflichen Unterweisung von Menschen mit Behinderung bezog, vorwiegend mit geistiger Behinderung entsprach, entwickelt und haben es dann immerhin auch mit der Installierung von sogenannten beruflichen Integrationsfachkräften, die die Verklammerung darstellten zwischen den Werkstätten und den Betrieben des allgemeinen Arbeitsmarktes, erreicht, dass wir innerhalb von fünf Jahren, immerhin 273 Erwachsene mit Behinderung aus Werkstätten auf Arbeitsplätze in Betriebe des allgemeinen Arbeitsmarktes vermitteln konnten. Im Rahmen des Projektes wurden dann auch 1996, eben für diesen Bereich, die sogenannten Integrationsfachdienste erfunden und entwickelt, die heute inzwischen fest in der Bundesgesetzgebung für den Bereich der beruflichen Rehabilitation verankert sind und die gerade auf dem Gebiet der individuellen Unterstützung und Vermittlung von Menschen mit Behinderung auf den allgemeinen Arbeitsmarkt einen ganz wesentlichen Faktor darstellen. Das Projekt ging bis 1998 und es war dann auch mein letztes großes Projekt. Es war mein größtes Projekt überhaupt. Es wurde vom hessischen Sozialministerium und dem Landeswohlfahrtsverband insgesamt mit 3,8 Millionen D-Mark gefördert und die Ergebnisse haben mich doch sehr zufrieden gemacht und haben auch gezeigt, dass einiges möglich ist, wenn die entsprechenden Ideen entwickelt werden und vor allen Dingen das entsprechende Geld zur Verfügung gestellt wird.

Wermutstropfen

Das Einzige was als Wermutstropfen verbleibt, ist die Tatsache, das Projekte, auch Projekte zur beruflichen Integration, wenn sie zu Ende sind, und das Geld versiegt, in der Regel nach kurzer Zeit auch eine schöne helle Flamme erlischt oder man könnte sagen, dann erlischt auch der Leuchtturm, der dieses Projekt eigentlich gekennzeichnet hat und es sackt alles wieder zurück in die alten Strukturen, so dass manso langfristig

nicht sagen kann, welche echten Fortschritte gemacht wurden. Das ist etwas, was mich immer sehr betrübt hat, dass langfristig gesehen in Bezug auf Nachhaltigkeit diese Projekte, in die ich viel Arbeit, Zeit und Ideenreichtum reingesteckt habe, doch nicht die Nachhaltigkeit haben, wie wir uns das gewünscht haben. Aber ich denke, dass die Ursache nicht bei mir liegt oder bei unseren Projekten, Dieser Verlauf ist ein gesellschaftliches Problem und wenn man so will ein Systemfehler unserer Gesellschaft.

Mein Unruhestand – Behindertenbeauftragter und UN-Behindertenrechtskonvention

2002 kam dann der Schlussakkord meiner 27jährigen Tätigkeit und ich bin, ich sage nicht, in den Ruhestand gegangen sondern in den Unruhestand. Seit 2004 bis zum heutigen Tag bin ich hier in meiner Heimatstadt Hofheim kommunaler Behindertenbeauftragter und gleichzeitig auch Vorsitzender des Behindertenbeirates der 2004 gegründet wurde. Weiterhin habe ich im Rahmen dieser Tätigkeit 2011 den Aktionsplan zur Umsetzung der UN-BRK für die Stadt Hofheim geschrieben, der auch im November 2011 politisch verabschiedet wurde. Diesen habe ich dann in den Jahren 2011 bis 2013 dann auch hier, in Kooperation mit den Main-Taunus-Kreis die entsprechenden Initiativen entwickelt, dass auch auf Kreisebene ein behinderten Beirat entstanden ist, was auch inzwischen geschehen ist, und zur Abwendung bin ich gleichzeitig noch Mitglied im Inklusionsbeirat der hessischen Landesregierung, so dass man in der Tat mehr von einem Unruhestand als einen Ruhestand sprechen kann. In den ganzen 27 Jahren war es immer mein Anliegen eben durch die Verkoppelung von Theorie und Praxis, vor allen Dingen meinen Studierenden, in der Regel meist nicht behinderte Menschen, mit in die Selbstbestimmt Lebensbewegung einzubeziehen und gleichzeitig direkt durch den frühen Kontakt zu Menschen mit Behinderung ihnen die Gelegenheit zu geben, die elementaren und menschenrechtlich selbstverständlichen Bedürfnisse von Menschen mit Behinderung bei den verschiedenartigen Beeinträchtigungen zu erkennen, nachvollziehen zu können und entsprechend empathisch zu reagieren.

Einsatz für Barrierefreiheit

Das ist mein größtes Anliegen. Wir sind seit April dieses Jahr in Hofheim Modellregion für Inklusion und hier ist mir jetzt daran gelegen, in den nächsten zwei Jahren, in den dieses das Projekt läuft, unterstützt von 100.000 Euro vom hessischen Sozialministerium aktiv zu werden. Auf der einen Seite in Zusammenarbeit mit der Hofheimer Wohnungsbaugesellschaft um im bestehenden Wohnbestand eine Musterwohnung in Bezug auf Barrierefreiheit bzw. barrierefreien Wohnstatus, zu installieren, um der Bürgerschaft zu zeigen, was bei zunehmenden Alter und zunehmender Beeinträchtigung möglich ist. Und auf der anderen Seite, und das kommt dem gleich was ich beim Studium gemacht habe, hier mit einer intensiven, im Rahmen mit einer intensiven Quartiersarbeit, bezogen hier in Hofheim auf den Stadtteil Marksheim, Initiativen und Aktivitäten zu

entwickeln, um einfach die Menschen mit Behinderung, aus ihrer Parallelgesellschaft, aus ihren Wohnungen, aus ihrer Zurückgezogenheit heraus zu führen. Zum Miteinander in Vielfalt zu kommen und damit, einen Impuls zu schaffen, der wirklich einen ersten sichtbaren Schritt für die Entwicklung einer inklusiven Gesellschaft aufzeigt. Ja, das wäre es erstmal soweit.

Danke für deine Übersicht vom Studium bis zum Hochschullehrer und auch über die Zeit nach der Pensionierung, also die Unruhezeit. Du bist Vater von vier Kindern, zwei deiner Kinder haben deine Behinderung geerbt. Wie gehst du damit um?

Familiäres

Ich habe vier Kinder und bei meinen vier Kindern ist es so wie das humangenetisch erforscht worden ist. Die Aniridie auch wenn es ein sehr seltener Gendefekt ist, wenn er da ist, vererbt sich in der Regel zu 50%. Und das trifft bei meinen Kindern genau zu. Mein ältester Sohn Stefan, der in diesem Jahr im August 54 Jahre alt wird, der hat die Aniridie. Mein zweiter Sohn, der jetzt 47 Jahre alt ist, lebt schon seit 1988 in den USA, er ist also kein richtiger Deutscher mehr, er ist ein richtiger Amerikaner, der blieb davon unberührt. Und in meiner jetzigen Ehe habe ich noch zwei Töchter. Den Lebenstraum habe ich mir noch erfüllt. Meine ältere Tochter, die Sarah, die ist jetzt 23 Jahre, die ist davon unberührt aber die Larissa, die ist 18 Jahre und macht ihr Abitur, die hat ebenfalls die Aniridie.

Wie hast du dein eigenes Engagement für Selbstbestimmung mit deinen Kindern, sagen wir mal mit Larissa und Sarah, in der Familie gelebt?

Die Kinder

Ich habe mich in der Erziehung meiner Kinder, vor allen Dingen meinen Töchtern, eigentlich immer an die Grundsätze gehalten, die mein Vater mir mitgegeben hat. Dieser Lebensoptimismus "Du schaffst das schon" und an die Fähigkeiten, an die Kompetenzen, an die Verhandlungsmöglichkeiten eines Kindes wirklich zu glauben und auch mit zuarbeiten und ich denke das ist wirklich in der Generation meiner Kinder gut gelungen, wobei ich meinen zweiten Sohn davon ausnehme, der ist nun schon in ganz frühen Jahren nach Amerika ausgewandert und war natürlich meinen Einflüssen nicht mehr ausgesetzt. Ich habe immer die Selbstbestimmung und den freien Willen und die entsprechende Lebensplanung, bei meinen Töchtern im Auge gehabt und wir hatten zum Beispiel bei meiner älteren Tochter, der Sarah, jetzt eine sehr intensive Diskussion. Sie hat Ingenieurwissenschaften studiert, also was ganz anderes als der Papa und ist eine technisch hochbegabte junge Frau. Sie hat inzwischen ihr Studium an der

Fachhochschule in Darmstadt abgeschlossen und es ging jetzt darum, macht sie nur den Abschluss des Bachelors oder macht sie noch ihren Master. Wir haben sehr lange darüber reflektiert und sie hat immer gesagt: "Nein, Papa ich will in die Praxis. Ich bin von meinem Naturell her eine Laborratte. Ich muss entsprechende Projekte entwickeln und ausprobieren, ich muss experimentieren. Ich möchte nicht später nur weil ich meinen Master gemacht habe, nur noch am Computer sitzen und irgendwelche Projekte am PC entwickeln, auch wenn ich dafür 500 Euro mehr im Monat verdiene, das ist nicht mein Job".

Ich finde, man muss solche Einstellungen einer Tochter, auch wenn ich gerne gehabt hätte, dass sie ihren Master gemacht hätte, akzeptieren. Entscheidend ist eigentlich, dass hat mein Vater auch immer so gesehen, entscheidend ist ihre eigene Lebensplanung und das Lebensglück.

Vielen, vielen Dank für das Interview.

Habe ich gerne gemacht und es hat mir Spaß gemacht. Ich hoffe, es war ja eine ganz schöne Fülle, dass ihr damit was anfangt.